

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde
Band: 1 (1923)
Heft: 10

Artikel: Einiges über Pilzgifte und Vergiftungen
Autor: Zaugg, H.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-935187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bauchig—schlauchförmige mit gestieltem Endkopf und solche mit breitem Unterteil und allmählichem oder unvermitteltem Uebergang in ein dünneres, walzenförmiges oder gestielt kopfförmiges Endglied. Nach Rickens Gruppendifinition kann also, wenn man die Cystidenform zum Kriterium wählt, mycenopsis ebensogut den Conocephalae als den Bryogenae zugewiesen werden. Die Cystidenform bietet somit ihrer in die Formen der andern Gruppe übergreifenden Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit wegen kein durchweg zuverlässiges Gruppen- oder Art-Unterscheidungsmerkmal!

Um Verwechslungen vorzubeugen, sei auf folgende Artunterschiede aufmerksam gemacht: *Gal. tenera* Schaeff. ist schleierlos, besitzt einen bleibend kegel- bis glockenförmigen Hut, einen feinbehaarten, aber *niemals* weissgestiefelten Stiel und dichtstehende, angeheftete Lamellen. *Gal. spicula* Lasch unterscheidet sich durch den schleierlosen, erst kegel- dann bleibend glockenförmigen Hut, den nur fein-weissflockigen, keineswegs langfaserig gestiefelten* Stiel, die bedeutend dickeren Cystiden und den Standort an faulenden Baumstrünken oder auf und zwischen abgefallenen Laubblättern. *Gal. spartea* Fr. lässt sich durch den schleierlosen, bereiften Hut, den *nicht*

gestiefelten Stiel, die dichtstehenden, angehefteten Lamellen und die *nur halb so grossen* Sporen gut unterscheiden. *Gal. hypni* Batsch entbehrt des Velums, besitzt einen mehr oder weniger ausgeprägten Scheitelbuckel, einen artkennzeichnend *kurzen* Stiel von kaum mehr als 4 cm Länge mit weißstruppigem, aber *nicht* gestiefeltem Grunde und einseitig zugespitzte Sporen. *Gal. mniophila* Lasch trägt ebenfalls kein Velum und ist hygrophan, der Scheitel meistens etwas gebuckelt, Stielbasis bisweilen flockig, aber *nicht* gestiefelt, Sporen schwach zugespitzt ellipsoidisch. *Gal. aquatilis* Fr. hat kein Velum, dagegen einen hygrophanen, im trockenen Zustande weisslichen Hut und einen blassweissen, auffällig langen, durchweg *kahlen* Stiel.

Bisherige Fundorte in den Kantonen St. Gallen und Appenzell: Schmidberg, Häusliberg, Heiterswil, Wasserfluh, Stämisegg, Altbach (Wattwil), Aelpli, Schwendi, Schwämmli, Schaufelberg (Krinau), Ricken, Schindelberg beim Schnebelhorn, Trogen, Vögelinsegg, Gupf, Kamor, Bommeralp, Hirschberg, Gäbris, Saul, Oberegg, Eggerstanden, Hundwil, Schwellbrunn, Grütterwald, Schossenried bei Berneck, Hätteren-, Stuhlegg- und Kapfwald bei St. Gallen, Degersheim, St. Josefen, Speicherschwendi.

Einiges über Pilzgifte und Vergiftungen.

Von H. W. Zaugg, Burgdorf.

Es dürfte wohl kein Jahr vergehen, ob pilzreich oder pilzarm, wo nicht Vergiftungen durch Pilzgenuss gemeldet werden. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, dass die Unkenntnis über die Pilze im Volke allgemein sehr gross ist. Nicht immer sind es Verwechslungen von Speisepilzen mit Giftpilzen, welche den Grund bilden, sehr oft ist es ein planloses und leichtsinniges Einsammeln, bei welchem alles zusammengeklaut wird, was am Wege steht. Aber es gibt auch Pilzbücher, die durch unzulängliche Angaben die Pilzvergiftungen direkt begünstigen. So kommt es mitunter vor, dass dem Pilzsammler empfohlen wird, nur

* Der Stiel ist *gestiefelt*, wenn er in seinem untern Teile mit einem geschlossenen Haarfilz bekleidet ist.

die Giftpilze kennen zu lernen; dann könne er von einer Vergiftung gar nicht betroffen werden. Dazu werden vielleicht 6—7 Giftpilze aufgezählt und erklärt, es genüge diese gut zu kennen. Natürlich dienen solche Belehrungen nicht dazu, das Volk aufzuklären. Seitdem die Pilzkunde durch die Tätigkeit der Vereine methodisch betrieben wird und seitdem die Ursachen der vorgekommenen Vergiftungsfälle genau erforscht werden, hat sich gezeigt, dass in Wirklichkeit nicht alle dort genannten Pilze giftig sind, dagegen aber mehr Giftpilze existieren als angegeben werden. So kennt man jetzt bestimmt giftige Wirkungen durch den Riesenrötling (*Entoloma lividum*); Tigeritterling (*Tricholoma tigrinum*); Pantherpilz (*Amanita pantherina*); ziegelroten

Risspilz (*Inocybe lateraria*) u. a. m., bei welchen erst in den letzten Jahren Gifterscheinungen konstatiert wurden. Ausserdem gibt es verschiedene, nur bedingt essbare Pilze, wie z. B. die Kronenbecherlinge (*Plicaria coronaria*), welche roh als Salat genossen schädlich sind und sogar schon zu Todesfällen geführt haben.

Unter Giften allgemein versteht man solche Stoffe, deren Einführung in den Körper Krankheiterscheinungen oder in schlimmen Fällen den Tod zur Folge haben. Diese Gifte sind in den wirklichen Giftpilzen immer und schon in der Jugend enthalten. Sie können aber auch in Speispilzen durch die Zersetzung (Fäulnis) des Pilzes entstehen. Ohne das Vorhandensein eines Giftes ist die Möglichkeit einer Erkrankung nicht ausgeschlossen bei ungeeigneter Zusammenstellung der Speisen (Pilze und Gurkensalat) etc. Unwohlsein nach Pilzgenuss entsteht oft durch überreichen Genuss, wird aber fast immer sofort behoben, wenn der überladene Magen entleert worden ist. Gewisse Pilze, insbesondere der beliebte Eierpilz (*Cantharellus cibarius*) enthalten einen hornartigen Zellstoff, das Chitin, der unverdaulich ist und in grösserer Menge wohl unzutraglich werden kann.

Die Symptome der Pilzvergiftungen sind verschieden, je nach Ursache und Pilzart. Hierüber geben die Berichte von Herrn Dr. Thellung hinreichend Aufschluss. Auch die Behandlungsweise kann verschieden sein. Allgemein wird empfohlen, das Gift im Magen durch Genuss von viel Milch, Kaffee oder auch Wasser möglichst zu verdünnen und für baldige Entleerung des Magens durch Abführ- oder Brechmittel zu sorgen. Nach den Berichten von Herrn Dr. Thellung hat sich die Magenspülung gut bewährt. Auf jeden Fall soll sofort der Arzt beigezogen werden. Wie die in dieser Schrift mehrfach erwähnten Pilzregeln, sind auch »Ratschläge bei Pilzvergiftungen« im Volke verbreitet. So veröffentlichte der »Pilzfreund« (Verlag J. Haag, Luzern 1910) auf Seite 231 folgenden Artikel: „*Ein Mittel bei Pilzvergiftungen*“ veröffentlicht ein Abonnent im »Gaulois« und hofft damit der Menschheit einen grossen Dienst zu erweisen, denn sein Mittel soll nicht

nur wirksam sein bei Vergiftungen durch Pilze, sondern auch durch andere Substanzen wie Tollkirschen, Opium, Morphinum, Metalloide, Arsenik, Kupfer usw. Dieses Radikalmittel besteht darin, dass bei irgend einer Vergiftung die einfache Holzkohle zerstoßen oder pulverisiert oder besser noch die Knochenkohle mit Wasser vermengt der betreffenden Person verabreicht wird. Dadurch soll die Wirkung des Giftes sofort lahmgelegt werden bis zur Ankunft des Arztes. Es wäre dies ein höchst einfaches Mittel, doch müssen wir die Richtigkeit von der Wirksamkeit desselben vorläufig noch dem französischen Blatte überlassen; uns fehlt darin jede Erfahrung.

Ein anderes Mittel soll gebranntes Magnesium sein. In der im Vorjahre in München abgehaltenen Pilzausstellung hat uns eine ältere Dame versichert, dass es bei Pilzvergiftungen kein besseres, wirksameres Mittel gäbe, als etwas gebranntes Magnesium in einem Glase Wasser einzunehmen. Dasselbe soll sofort die Wirkung des Giftes aufheben. Die Dame behauptete, sie kenne das Mittel aus eigener Erfahrung und habe die Wirkung desselben schon bei andern bestätigt gefunden.«

Soweit der Bericht. Wenn ich auch die Unschädlichkeit der beiden Mittel anerkennen will, so glaube ich doch nicht an deren heilende Wirkung. Nach meinem Dafürhalten dürfte sicher sein, dass die Wirkung bei einer Knollenblätterpilzvergiftung völlig negativ sein müsste. Wie in der Zeitschrift für Pilzkunde schon mehrfach erwähnt wurde, stehen die Knollenblätterpilze an Giftigkeit allen Giftpilzen voran. Die Gefährlichkeit erhöht sich noch dadurch, dass die Wirkungen in der Regel erst nach 6—30 Stunden nach dem Genusse eintreten. Die Verdauung ist nach dieser Zeit vollzogen und das Gift in das Blut und in die Organe übergetreten, wodurch eine Heilung so unendlich schwer wird. Um sich von den Wirkungen ein richtiges Bild machen zu können, füge ich hier einen Sektionsbericht aus der »Münchener medizinischen Wochenschrift Nr. 42 aus dem Jahre 1917« ein. Der berichtende Arzt Dr. Herzog sezierete die Leichen von 6 Personen, welche

alle die gleichen Erscheinungen aufwiesen. Er fand überall im Körper verstreute Blutungen, sowie fettige Entartung von Herz, Nieren und Leber. Die Kerne und Zellen der Leber waren im Verfall. Man kann sich nun leicht vorstellen, welchen fürchterlichen Schmerzen ein Mensch unterliegen muss, bis die Organe in einem derartigen Zustande die Tätigkeit einstellen. Der ganze Verlauf der Krankheit hat Aehnlichkeit mit Phosphor-Vergiftung; mahnt aber teilweise an Choleraerkrankung.

Ehe wir auf richtige Heilmittel rechnen können, muss sich die chemische Wissenschaft einig werden, was für Gifte wirklich in diesen Unholden enthalten sind. Die erste chemische Untersuchung darüber soll im Jahre 1869 durch den Franzosen Boudier erfolgt sein, welcher ein Gift feststellte und demselben den Namen »Bulbosin« gab. (Diese Bezeichnung hängt mit der Artbezeichnung »Amanit bulbosa« zusammen, unter welchem Sammelnamen ehemals alle 3 Knollenblätterpilzarten zusammengewürfelt wurden.) Das Gift selbst hat Boudier nicht näher umschrieben. Erst mit dem neuen Jahrhundert machte die Untersuchung scheinbar wieder einen Schritt vorwärts. Dem berühmten Toxikologen Kobert an der Universität in Rostock gelang es, aus dem Knollenblätterpilz (*Amanita phalloides*) 2 Gifte auszuschcheiden, wovon das eine, ein Glykosid, nach dem Entdecker das »Kobert'sche Phallin« benannt wurde. Der zweite, nicht näher untersuchte Giftstoff soll ein ganz gefährliches Alkaloid sein. Von diesen Feststellungen Koberts ausgehend, machten Prof. Radais und Dr. Sartory an der Pariser Universität im Jahre 1910 den Versuch, ein Mittel in einem sogenannten Gegengift herzustellen. Dieser Versuch soll gelungen sein in Form eines Serums, das durch Injektionen dem Blut zugeführt wird. Das Experiment wurde an einem Kaninchen ausgeführt und soll das Resultat ergeben haben, dass das Kaninchen nach 4 Monaten immun, d. h. giffest geworden war. Doch nachdem 1 Monat lang keine Einspritzungen erfolgten, soll die Immunität erloschen sein. Diese Entdeckung mag für die Wissenschaft einigen Wert haben, im

praktischen Leben kommt ihr keine Bedeutung zu. Aber auch Prof. Ford an der Universität Baltimore befasste sich mit dieser Materie. Er nannte das Kobert'sche Phallin wegen seiner die Blutkörperchen zerstörenden Eigenschaft »Amanita-Hämolysin« und das Alkaloid »Amanita-Toxin«. Er stellte ferner fest, dass das Phallin bei einer Erwärmung auf 65° zerstört werde, während das Toxin sich nicht durch Kochen zerstören lässt. Er bestätigte die Experimente von Radais und Sartory. Dagegen gelang es ihm trotz wiederholten Versuchen nicht, eine Immunität gegen das Toxin zu erzielen, und er kam zum Schlusse, dass auf diesem Wege ein Heilmittel sich nicht werde finden lassen.

Im Jahre 1917 brachte die Zeitschrift »Kosmos« auf Seite 27/28 die Mitteilung, es sei der chemischen Fabrik Merck in Darmstadt gelungen, ein Heilserum gegen Knollenblätterpilz-Vergiftungen herzustellen. Nach dieser Meldung wäre also nicht die Erreichung der Immunität, sondern durch Einführung des Serums in die Blutbahn Heilung von der Vergiftung zu erreichen. Es wurde ebensowohl Aerzten wie Behörden nahegelegt, sich jederzeit mit diesem Serum, »Antiphallin« genannt, zu versorgen. In Verbindung mit Herrn Schreier habe ich der Sache nachgeforscht und bin zu dem erstaunlichen Resultat gelangt, dass der Firma Merck ein solches Antiphallin völlig unbekannt war. Ebenso wenig vermochte Herr Merck eine Bezugsquelle für dieses Serum zu nennen. Später veröffentlichte Herr W. Obermeyer folgende Angaben:

»Da das Knollenblättergift (Phallin) wie das Schlangengift ein Eiweissgift (Toxalbumin) ist und Vergiftungen an Schlangengift in Amerika schon lange durch Heilserum erfolgreich bekämpft werden, so lag der Gedanke nahe, auch dem verwandten Phallingift mit Heilserum auf den Leib zu rücken. Tatsächlich ist es denn auch zwei »amerikanischen« Forschern gelungen, in dem »Antiphallin« ein Heilserum gegen die blutzerstörenden Wirkungen des Phallins zu gewinnen. R. Kobert fordert deshalb, dass künftighin wenigstens an einigen Stellen des deutschen Reiches Antiphallin für die

Zeit des Jahres, während der es Knollenblätterpilze gibt, vorrätig gehalten wird. H. Rübiger stellt allerdings die Annahme, als ob das Serum schon im Handel vorliege dahin richtig, dass es vorerst nur zu wissenschaftlichen Zwecken hergestellt worden sei.

Somit wären wir also im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten angelangt, wo aber leider das vielgenannte Antiphallin wieder spurlos verschwunden ist. Verwunderlich bei der ganzen Geschichte dürfte noch der Umstand sein, dass das zweite Gift, das Amanita-Toxin, gar nicht mehr erwähnt wird. Berücksichtigt man die Feststellung von Prof. Ford, wonach Phallin bei einer Temperatur von 65° zerstört wird und beachtet den Umstand, dass die bisher genossenen Knollenblätterpilze fast ohne Ausnahme gekocht wurden, wobei doch die nötige Temperatur fast durchwegs erreicht wird, so wäre der Ruf nach einem *Antitoxin* doch entschieden besser angebracht als nach einem *Antiphallin*. Es ist übrigens richtig, dass bei einigen Pilzen der Giftstoff durch das Kochen unschädlich gemacht wird, wie es bei dem genannten Kronenbecherling (*Plicaria coronaria*) der Fall ist. Man bezeichnet solche Pilze als *bedingt* essbar.

Ein viel umstrittener Pilz als Giftpilz ist der Fliegenschwamm (*Amanita muscaria*). Er gehört zur gleichen Gattung wie die Knollenblätterpilze. So wenig als bei *Amanita phalloides* ist das wirksame Gift bei diesem Pilz endgültig festgestellt. Obwohl schon chemische Untersuchungen im Anfang des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurden, gelang es den Chemikern Schmiedeberg und Koppe erst im Jahre 1869 aus ihm ein sehr gefährliches Alkaloid, das Muskarin darzustellen. Muskarin bringt in seiner Wirkung das Herz zum Stillstand. Als Gegengift bei Fliegenpilzvergiftungen wurden Einspritzungen von Atropin in die Blutbahn empfohlen, indem dieses aus den Tollkirschen hergestellte Gift gerade eine entgegengesetzte Wirkung zum Muskarin hat. Wenn wir diesen Berichten unsere Aufmerksamkeit schenken, so werden wir sehr bald ebenfalls auf Widersprüche stossen. Der Muskarinegehalt soll nicht einmal 1 Gramm auf 1 Kilogramm Pilze betragen, das

Gift also in so geringer Menge vorhanden sein, dass eine tödliche Wirkung ausgeschlossen wäre. Auch zeigt der Krankheitsverlauf meist ganz andere Vergiftungserscheinungen als sie dem Muskarin zugeschrieben werden. Die Krankheitszeichen ähneln im Gegenteil sehr denen bei Vergiftung durch Tollkirschen und es ist auch tatsächlich durch Schmiedeberg und durch Kobert im Fliegenpilz neben dem Muskarin ein Stoff gefunden worden, der in seiner Wirkung dem Atropin gleicht und deshalb von Kobert »Pilz-Atropin« genannt wurde. Daraus erhellt sich die Unhaltbarkeit der Ansicht, Fliegenpilzvergiftungen könnten durch Atropineinspritzungen geheilt werden. Von anderer, wissenschaftlicher Seite wurde mir aber versichert, der Fliegenpilz enthalte im frischen Zustande gar kein Muskarin. Dieses Gift müsse sich erst nach einigem Aufbewahren bilden, wenn es überhaupt vorhanden sein sollte. Uebrigens wird von der gleichen Seite die Giftigkeit des Muskarsins gänzlich in Abrede gestellt. Dies dürfte zu weit gegangen sein. Am richtigsten ist wohl die Annahme, dass der Gehalt der Fliegenpilze an Muskarin, Atropin und eventuellen weiteren Giften je nach Standort, Jahreszeit etc. stark wechselt. Daraus erklärt sich auch eine Merkwürdigkeit: er kann tatsächlich unter gewissen Umständen, die nicht erklärt sind, sogar roh gegessen werden, ohne schädliche Folgen zu zeitigen. Er hat aber unbestritten auch schon zu ganz gefährlichen Vergiftungen geführt. Es darf deshalb keinesfalls gesagt werden, der Fliegenpilz gehöre zu den bedingt essbaren Pilzen, auch nach abziehen der roten Oberhaut nicht. Er verdient unbedingt das Verdikt »Giftig«. Einen typischen Fall von Fliegenpilzvergiftung wurde im Jahre 1910 von der »Deutschen Tageszeitung in Berlin« veröffentlicht. Sie schrieb:

»Bei einem berühmt gewordenen Fall, der einen Grafen de Vecchi, Attaché bei der italienischen Gesandtschaft in Washington betraf, fühlte sich der Vergiftete schon 15 Minuten nach Beendigung des Frühstücks sehr krank und eine Viertelstunde darauf wurde er in Fieberphantasien in seinem Bett gefunden. Sehr bald

stellte sich Erblindung, Kinnbackenkrampf und Schluckbeschwerden ein und bald verlor der Kranke völlig das Bewusstsein. Dann folgten entsetzliche Krämpfe, die so heftig waren, dass beinahe die Lagerstätte unter dem Kranken zusammenbrach. Trotz der sorgfältigsten Behandlung und der *Anwendung von Antropin* kam der

Graf nicht mehr zum Bewusstsein, sondern starb am andern Tage.«

Wie weit diese Zeitungsmeldung der Wahrheit entsprach, war mir nicht möglich festzustellen. Immerhin dürfte sie dazu dienen, alle Pilzfreunde vor dem Genuss des Fliegenpilzes ernstlich zu warnen.

Eine Exkursion der Sektion Winterthur.

Von Chr. Goldinger.

Utile cum dulci.

Der Tiroler singt: «Zillertal, du bist ma Freid»; wir Winterthurer dagegen preisen unser idyllisches Tösstal. Und dies verdient es auch: keine Station von Sennhof bis Fischental, von der aus man nicht in kürzester Zeit auf eine heimelige Höhe gelangen könnte. So kam denn für die wegen Trockenheit so lange aufgeschobene Pilzwanderung natürlich auch dieses Tal in Vorschlag und ging trotz andern beachtenswerten Vorschlägen mit grosser Mehrheit aus der Wahl hervor. Dabei mochte ihm wohl unser Mitglied C. Wagner zum Siege verholfen haben, indem er uns nach Gündisau zu einem Mittagessen mit Rehpfeffer lud. Er habe ein zahmes Rehböcklein, das er uns, wie einst Philemon und Baucis dem Jupiter ihre Gans, zum Mahle bereiten möchte. Mit meiner mehr auf Braten-, als auf Pilzgeruch orientierten Nase schloss ich mich ebenfalls der Gesellschaft an, trotz meinen ...zig Jahren.

Und es war ja auch ein so herrlicher Sonntagsmorgen, der 30. September! Im hellsten Sonnenschein fuhren wir das Tösstal hinauf nach Saland. Mag sein, dass ich da dem Fernstehenden mit etwas eigenartigen Namen komme; wem noch aus der Schulzeit Seeland, Fünen, Laaland im Gedächtnis geblieben, möchte wohl glauben, auch Saland sei der Geographie Dänemarks entnommen. Dieser Ort liegt aber eben im Tösstal, und ist Dir, lieber Leser, dieser Name unbekannt, so hast Du doch wohl schon Martin Salander gelesen oder vom Minister Salandra gehört; beide Männer stammen aus dieser Ortschaft, wie einwandfrei aus vorläufig noch unentdeckten Urkunden hervorgeht.

Hier also stiegen wir aus, und unser Gastgeber, der uns auf dem Bahnsteig

erwartete, mochte wohl etwas verdutzt gewesen sein, als er sich von einer so stattlichen Zahl von Pilzlern mit Anhang umgeben sah. Der hatte mit seiner Einladung etwas mehr Erfolg, als jener König im Evangelio, der das Hochzeitsfest seines Sohnes feierte. So geht's eben, wenn man zum voraus ein verlockendes Menü bekannt gibt. Nun bewegte sich der Verein in langem Zuge bergwärts «und in Poseidons Fichtenhain tritt er mit frommem Schauer ein». Wahrlich, ein sonntägliches Gefühl bemächtigte sich unser, als das Sonnenlicht goldig durch die Säulen des Waldes flutete und vom Tale herauf Glockenklang an unser Ohr drang. So intonierte denn unser Herr Spörri, a. Gesangsdirigent, von dieser Sonntagsstimmung erfasst das Lied: «Im Wald, am Sonntagsmorgen . . .» und alles stimmte mit ein, dass es weithin durch diesen Tempel wiederhallte. Füchse und Hasen werden freilich in weitem Umkreise Reissaus genommen haben. Daran lag uns aber wenig, waren wir ja doch zur Jagd auf andere Waldbewohner aufgebrochen. Und wie sollte diese belohnt werden! Während in der Nähe der «Kulturzentren», Städte genannt, der Waldboden von zerschlagenen Pilzen übersät liegt, standen hier diese Kinder des Waldes ungeschändet in Jugendfrische. Die lange Trockenheit hatte ja bis anhin ihr Erscheinen verhindert, denn Pilze haben's wie Wickelkinder, sie erwachen erst, wenn sie nass haben. Bei der reichen Fülle, die wir überall antrafen, ging der Aufstieg nur langsam von statten, der Herr Doktor, unser Kursleiter, war zu stark in Anspruch genommen, gerade wie der Beamte für unentgeltliche Rechtsauskunft. Das ist eben der Nutzen solcher Exkursionen. Wie oft